

**Reinhold Stecher: Nachlese.** Unveröffentlichte Texte, Zeichnungen und Bilder zum Nachdenken und Schmunzeln, herausgegeben von Paul Ladurner, Tyrolia 2013.

---

## Leseprobe „Der Tausender“

Wie ich mein Amt meinem guten Nachfolger übergeben durfte, habe ich mir fest vorgenommen, niemals einem anderen in die Amtsführung dreinzureden. Es ist immer gut, wenn neue Akzente gesetzt werden und da und dort ein anderer Stil gepflegt wird. Mein Vorgänger hat es mit mir auch so gehalten. Aber eines Tages wurde ich nach Aktivitäten gefragt, die ich im Rückblick als Bischof für die Wichtigsten hielte und da war für mich eine Tätigkeit im Vordergrund, auf die ich bei einem Neuanfang nicht verzichten würde. Ich habe bei den Visitationen der Pfarreien zusammen mit dem Seelsorger alle Kranken und Alten besucht, die nicht in die Kirche gehen konnten und die diesen Besuch wünschten. Es sind viele Hunderte geworden. Und von allen Tätigkeiten, die man als Bischof ausüben muss, wäre dies eine der letzten, die ich aufgäbe. Nicht weil ich mir einbilde, dass dieser Besuch für die Betroffenen so viel bedeutet hätte. Nein, ich bin in diesen Schattenecken des Lebens zunächst einmal der herben Wirklichkeit begegnet, die in den Weihrauchwolken von Pontifikalämtern manchmal ebenso ausgesperrt ist, wie in den Papierstößen von Statistiken und der tagelangen Konferenzen.

Und da war etwas Unvergessliches: Mir ist in Krankenbetten so oft menschliche Größe begegnet, dass ich als Getrösteter weggegangen bin, obwohl ich mit der Absicht zu trösten gekommen war. Und die folgende bewegende Erinnerung stammt aus einem dieser Besuche.

Es war in einem Seitental Tirols, ganz hinten, von wo man auf die Alm nur mehr eine Stunde geht.

Heutzutage hat sich das Schicksal der Bergbauern im Ganzen sicher zum Besseren gewandt. Die moderne Technik hat die Arbeit erleichtert, auch wenn keiner damit reich wird. Aber es gibt Motormäher und Seilaufzug, Wirtschaftsweg und Stromleitung, Traktor und Auto. Das alles hat die Schwerstarbeit an den Talhängen entlastet. Weil ich schon als Kind das Leben des Bergbauern auf 1450 m Seehöhe kennengelernt habe, ist bei mir gegenüber der romantischen Betrachtung dieser Lebenswelt ein Vorbehalt geblieben. Altersbraune Holzhäuser mit kleinen Fenstern, vor denen die Fotoapparate klicken und die Gäste „Ach, wie reizend!“ rufen und die Städel mit den uralten Balken, mit denen sie heute in Hotelbars unverfälschtes Volkstum und tirolische Identität vorgaukeln, das alles ruft bei mir zwiespältige Empfindungen hervor. Während staunende Touristen nur Heuduft und gesundes Leben wittern, muss ich an Männer und Frauen denken, die sich beim Heutragen und Fuderabladen das Kreuz ruiniert haben und mit 50 Jahren zusammengeschieden waren. Ich habe diese Welt, die sich in Fotobüchern und Tourismusprospekten so gut macht, auch von der anderen Seite erlebt. Es war eine Welt, in der das Wort „Urlaub“ ein Fremdwort war. Es war eine Welt, die diese Menschen sehr geformt hat. Bei meinem Besuch im hinteren Seitental bin ich auf diese Welt gestoßen.

Es war ein kleiner Hof am Hang, der seine majestätische Lage mit jahrhundertalter Mühsal erkaufte hat. Aber er war bereits mit Auto erreichbar. Der Pfarrer hatte mir gesagt, dass der Altbauer schon lange krank sei und nicht mehr aus dem Bett komme.

Ich bin also zum Hof gekommen und mit der Herzlichkeit begrüßt worden, die im einfachen Leben wächst und die man in der Rezeption des Vier-Sterne-Hotels mühsam imitiert und doch nicht ganz herbringt.

Der alte Bauer lag in einer kleinen, niederen Stube, zusammengekrümmt und schwer atmend. Er war sicher mit Liebe und Geduld betreut, aber die unzähligen Erleichterungen, die ich kurz vorher in einem Sanatorium selbst genossen hatte, gab es hier eben nicht. Wir waren dann allein und haben miteinander geredet. Der Rosenkranz, der auf dem Nachtkastl lag, machte einen sehr gebrauchten Eindruck. Im Gesicht des alten Mannes war so etwas wie eine stille Gelassenheit und keine Spur von Verbitterung. Als ich ihm den Segen gegeben hatte, nestelte er mit seiner Hand unter dem Kopfpolster, zog eine Tausendschillingnote hervor, gab sie mir mit zittriger Hand und sagte: „Da ist für die, denen es schlechter geht als mir ...“

Tausend Schilling waren damals für einen kleinen Bergbauern ein großes Geld. Beinahe hätte ich die Annahme verweigert. Aber das hätte ihn nur verletzt.

Aber wenn ich an diese unvergessliche Begegnung zurückdenke – das war ein wunderbares Blühen im härtesten Gneis der Heimat, und an einer Stelle, die so ausgesetzt ist, dass man schwer hinklettern kann.